



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleine Correspondenz und Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nahmhaftes Honorar in Papiervaluta, erzählten wir die Sache nicht weiter. Was Oesterreich von seiner Soldateska und ihren Generalen zu erwarten hat, ergibt sich wohl aus den verbürgten Aeußerungen Rhevenhiller über die Minister.

Mit komischem Entsetzen erzählt dieser General Franz Salesius Graf Rhevenhiller, 68 Jahr alt, Generalfeldzeugmeister und Malteserordensgroßprior, seiner Umgebung: Fürst Felix Schwarzenberg sei gar nicht wieder zu erkennen, er sei durch und durch Demokrat geworden!! Lache nicht mein Deutschland, es ist blanke, tragikomische Wahrheit; verglichen mit einem österreichischen Generalfeldzeugmeister ist Fürst Felix Schwarzenberg ein kompletter Demokrat, mit einem Urwaldsbart und hochrothen Ansichten. Diesem Kriegsmanne machte der Demokrat Schwarzenberg bittere Vorwürfe darüber, daß die österreichische Generalität das Ministerium immer fort hemme und hindere im fortschrittlichen Beginnen, der Demokrat Schwarzenberg sprach sich dahin aus, die Demokratie Oesterreichs sei dermalen ruhig und friedfertig und wolle nur den vernünftigen Fortschritt, heut aber sei es die Generalität, das Prätorianerthum, in welchem der Ministerrath seinen Widersacher zu bekämpfen habe. Wir dächten, das Mittel zum Siege über diese wäre in dem Finanzminister gefunden, wenn dieser den Generalen kein Geld mehr auf buntfarbigem Papiere drucken läßt. Fürst Schwarzenberg scheint also bei Oesterreichs eigentlichen Herrschern, den Generalen in Ungnade gefallen, nicht so Minister Alexander Bach, diesem stellte der gute Rhevenhiller, — das rühmlichste Zeugniß aus, dieser Mann gefällt ihm ganz und gar, mit diesem so meint er wäre auch was zu machen, von diesem viel zu hoffen, nur eines hat General Rhevenhiller beklagt: wie schade, rief er aus, daß Minister Bach bei so trefflichen Eigenschaften, nicht Graf oder doch mindestens Baron ist!! Wir hätten nicht gedacht mit dem alten General jemals einerlei Meinung sein zu können, auch wir rufen in schmerzlicher Erbitterung aus, welcher Schimpf für uns, daß Dr. Alexander Bach nicht Graf ist oder doch Baron!

h . . . s.

Kleine Correspondenz und Notizen.

Vor und nach dem März. Berliner Skizzen von Hermann Lessing. Berlin, G. Hempel. — Gesammelte Aufsätze aus den letzten drei Jahren, die wahrscheinlich schon einmal in irgend einer Zeitschrift abgedruckt sind. Die Revolution vom Standpunkt des berliner Wizes aus betrachtet. Eine sehr unerfreuliche Lecture, trotz des sehr großen Talentes, das sich in diesem Büchlein ausspricht, denn es steht nicht vereinzelt da, sondern gehört zu einer ganzen Gattung der neuern deutschen Literatur, die in Jean Paul ihre erste Quelle, in Börne ihren bedeutendsten Träger findet. Der Wiz, als Leitton eines literarischen Werkes korrumpirt die Sprache, die Anschauung, die Gesinnung; denn über dem Haschen nach Contrasten, die er zu irgend einem komischen oder sentimentalen Effect combinirt, verliert er den Sinn für die Totalität und das Verständniß desselben. Zuletzt verliert er sich in seine Sticheleien, seine Anspielungen so vollständig, daß man ihn ohne einen weitläufigen Commentar nicht mehr verstehen kann, und daß man selbst mit diesem Commentar zur Hand, die Pointe nicht mehr

herausfindet.. In flüchtigen Aphorismen hingeworfen, sieht er noch am besten aus; der Kladderadatsch ist seine klassische Form. Man mag einer Partei angehören, welcher man will, man muß über die schnurrigen Einfälle lachen. Wird dergleichen aber weiter ausgeführt, so tritt die Empfindung der Leere auf eine sehr unangenehme Weise hervor. So werden in dem ersten Aufsatz zwei aufeinanderfolgende Beschlüsse der berliner Stadtverordneten, von denen der eine die Frauen von der Zuhörertribüne der Stadtverordneten ausschloß, der andere nur verheirathete Stadträthe dulden wollte, mit einander combinirt, und zu ergöglicher Mosaikarbeit verwerthet. Man muß fortwährend lachen, denn die Wize sind wirklich gut, (obgleich auch solche vorkommen: Stadtrath und Heirat sind heterogene Dinge u. s. w.) aber das Lachen wird zuletzt ein krampfhaftes und ermüdet sehr.

Dieser souveräne Witz, der mit den Gegenständen spielt und kändelt, indem er sie zu kritisiren scheint, ist nun durch Börne in die sehr bedenkliche und seiner Natur ganz widersprechende Richtung getrieben, daß er auf das Gefühl wirken soll. Er geht auf sentimentale und pathetische Stichwörter aus. Börne hat auf die deutsche Jugend den schädlichsten Einfluß ausgeübt. Seine Angriffe gegen das Bestehende waren leicht faßlich, denn sie bezogen sich, wie der Witz überhaupt, auf den einfachen Gegensatz; sie enthielten die Kunst, durch einige Formeln, denen man mit leichter Mühe in ein Paar Tagen Herr werden konnte, über alles Detail der Staatswissenschaft hinaus zu sein. Sie haben jenen stofflosen Radicalismus hervorgebracht, der das Unglück unserer Revolution war, der ebenso ohnmächtig ist, als anmaßend, weil er auf die Verneinung beschränkt ist, und sich nur wiederholen kann.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser souveräne Witz, wenn er sich in das Gebiet der Politik verliert, auf Seite der Demokratie tritt, und daß die Partei, der es um Vermittelung der Gegensätze, der es um den positiven Staat zu thun ist, von seinen Angriffen am meisten getroffen wird. Denn er bewegt sich im Unbedingten, und für das Unbedingte hat das reale Staatsleben keinen Raum. Der unbedingte Absolutismus theilt mit ihm zwar die Neigung, aber nicht die Universalität, denn seine Götzen sind zu bestimmt, und in ihrer Erscheinung zu handgreiflich, als daß er sich zu ihnen frei verhalten könnte: der bestimmte König, die wirkliche Kirche u. s. w. Ueberall die Gefahr einer Gotteslästerung. Die Demokratie hält ihre Götzen im Allgemeinen, sie kann blasphemiren nach Herzenslust, und findet dann doch eine Formel, sich mit ihrem Gewissen zu versöhnen. Auf der einen Seite faßt sie z. B. ihren Götzen „Volk“ als Collectivbegriff zusammen, und weiß sich dann vor Nüchternheit und Begeisterung gar nicht zu lassen; das Volk ist groß, stark, heilig, weise, unfehlbar, souverän u. s. w.; auf der andern analysirt sie ihn, und findet mit demselben Behagen, daß lauter Lumpen, Spitzbuben, Memmen sie umgeben. Ihr Witz sättigt sich an dem einen wie an dem andern, und die linke Hand weiß nicht, was die rechte thut. — Es ist aber Zeit, wenn das Volk in das wirkliche Staatsleben eingreifen will, was es bisher trotz seiner Prahlereien, trotz der Lobhudeleien, die seine Götter und Leiter an ihm verschwendet haben, noch nicht gethan hat, daß es aufhört, im Kladderadatsch das Evangelium seiner politischen Weisheit zu suchen, daß es zunächst irgend ein ABC-Buch der Politik zur Hand nimmt, in dem ihm gelehrt wird, was die Begriffe eigentlich bedeuten, mit denen es so leichtsinnig umspringt. Es wird dann aufhören, seine Unthätigkeit mit der unbestimmten Hoffnung einer neuen Revolution, d. h. eines Deus ex machina, zu

beschönigen, der durch ein Wunder das Reich der ewigen Gerechtigkeit auf Erden herstellen soll; es wird sich überzeugen, daß, wenn etwas Nützliches gefördert werden soll, der Bürger unmittelbar und in den gegebenen Verhältnissen Hand anlegen muß.

Die preussische Revolution. Von Adolph Stöhr. Oldenburg, Stalling. Bis jetzt drei Hefte. — Eine kurzgefaßte, chronologisch geordnete Zusammenstellung der Thatfachen, in denen wir mit unserm Wohl und Wehe verflochten sind, hat immer ihr Verdienst. Der Verfasser gibt sich Mühe, unparteiisch zu sein, er gehört zu den gemäßigten Radicalen. Es ist ihm aber nicht gelungen, die wechselnden Stimmungen, in die wir alle durch die überwältigenden Ereignisse versetzt worden sind, zu überwinden und nach einem einheitlichen Princip zu verarbeiten. Wie es natürlich ist, kommt auch in dieser Darstellung unsere Partei nicht besonders weg. — Ich erlaube mir, an diesen Umstand einige Bemerkungen über die Stellung unserer Partei zu knüpfen.

Wir wollen mit unsern Gegnern nicht rechten über den Tadel, den sie über unsere Vergangenheit aussprechen, wir wollen ihnen vielmehr danken, wo wir etwas daraus lernen können. Es liegt in unserm eigenen Interesse, uns unser Sündenregister so lebendig als möglich vor die Augen zu halten. Es ist von unserer Partei in Frankfurt und namentlich in Berlin vielerlei gethan und vielerlei unterlassen worden, was unsere Sache nicht gefördert hat. Es haben sich in diesen Tagen so manche Persönlichkeiten abgenutzt, auf die wir sonst mit Respect und Zuneigung zu blicken gewohnt waren, und wir sind in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt worden, durch ein Bündniß mit einer uns feindlichen Partei unseren freien Gang, wenn auch nur vorübergehend, zu binden.

So lange man noch von den Traditionen des März 48, des November 48 und des Mai 49 zehrt, haben die Absolutisten und die Demokraten eine bequemere Stellung als wir. Sie drohen einander, aber machen sich gegenseitig Complimente und rechts das herrliche Heer, links die Barrikaden hören nicht auf, der Phantasie eine gemüthliche Befriedigung zu geben. Wir, die wir nicht auf den Barrikaden gewesen sind, und eben so wenig über die preussischen Bajonnette zu verfügen hatten, wir können diesen Renommistereien nichts entgegensetzen.

Alllein für die Zukunft haben wir bessere Aussichten. Die eintönige Wiederholung der nämlichen Phrasen wird zuletzt die Nation langweilen, das krankhafte Gelüßt nach einer neuen zwecklosen Schlägerei, einem neuen Aufreißen des Straßenpflasters und einer neuen Vergeudung von Pulver und Blei, wird endlich den realen Bedürfnissen der Cultur Raum geben müssen, und dann wird man nicht die „unbedingten“ Politiker zu Rathe ziehn, weil diese über alle Fragen, die über die Guillotine und den Galgen hinausgehen, keine Auskunft mehr geben können, man wird sich vielmehr an die „Professoren“ wenden müssen, die davon etwas verstehen, weil sie etwas gelernt haben.

Ein ebenso wesentlicher Vorzug unserer Partei vor der demokratischen ist der Umstand, daß wir von unsern Führern nicht abhängig sind. Die Demokratie, so sehr sie sich auf das Volk beruft, ist nicht vom Volk ausgegangen, sondern von den Demagogen, und fällt mit diesen zusammen. Sie konnte nicht vom Volk ausgehen, weil in dem specifischen Volk, im souveränen Volk der Barrikaden, keine Einsicht in Staatsverhältnisse vorhanden ist. Die Absolutisten berufen sich mit demselben Recht auf das

Volk. Der Einfluß der lärmenden Propheten auf die Masse hört auf, sobald das Fieber der Bewegung aufhört, und durch die künstliche Unthätigkeit ihres passiven Widerstandes haben die Demokraten nach Kräften dazu beigetragen, das Eintreten dieses Zeitpunktes zu beschleunigen.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Männer, welche bisher durch wunderliche Verwickelungen veranlaßt wurden, der Demokratie zu dienen, nun überhaupt keine Zukunft mehr haben sollten. Talente, wie Unruh, Rodbertus, Kirchmann u. s. w. werden sich überall geltend machen, ja sie werden erst dann anfangen, die ihnen gebührende Stellung einzunehmen, sobald sie aus der stofflosen Verneinung herausgehn, und ein bestimmtes Interesse vertreten, sobald sie also mehr oder minder in unsern Kreis eintreten.

Unsere Partei ruht auf breiterer Grundlage als die demokratische. Wir können uns freilich nicht auf das souveräne Volk berufen, wohl aber auf denjenigen Theil des Volkes, der nach eigener Einsicht und nach eigenem Plan selbstständige Interessen verfolgt, und durch diese Interessen fortwährend darauf hingewiesen ist, auf die allgemeinen Angelegenheiten des Staats eine gespannte Aufmerksamkeit zu richten, d. h. auf die **Bourgeoisie**. Wir adoptiren diesen Ausdruck unserer Gegner mit vollem Bewußtsein.

Alle Interessen der Bourgeoisie, so sehr sie scheinbar auseinander gehen, laufen mit ihren Endfäden in Einen Punkt zusammen: auf die Herstellung eines geordneten und freien Staatswesens in Deutschland, das von fremden Einflüssen unabhängig und befähigt ist, seinen Interessen im Ausland Ausdruck und Geltung zu verschaffen.

Die Herstellung eines constitutionellen Bundesstaats, unter dem Schutze des tüchtigen preussischen Militärsystems, mit Trennung von Oestreich, das durch seine Lage auf einen andern Weg gewiesen ist, ergibt sich als der nothwendige Ausdruck dieses Bedürfnisses. Es ist nicht, wie unsere Gegner uns Schuld geben, eine Partei von Intriguanen, die diese Formel erfunden hat; die Männer von Gotha wie die Urheber dieses Bündnisses vom 26. Mai sind vielmehr wider ihren Willen durch den Drang der Umstände in diese Bahn getrieben.

Im Einzelnen kann diese Formel sich ändern. Wir achten die Männer von Gotha, aber wir identifiziren uns nicht mit ihnen. Bei uns geht die Sache weit über die Personen hinaus. — Wir können auch nur darüber lächeln, wenn man vorgibt, Erfurt sei die letzte Möglichkeit des Gelingens. In Erfurt sind wir noch abhängig von den Lauen derer, die augenblicklich die Macht in Händen haben; es ist möglich, daß schon jetzt die allen Menschen immanente Vernunft diese Lauen überwältigt, es ist aber auch möglich, daß es noch nicht geschieht. Dann bekommen wir — ein neues Erfurt.

An Rodomontaden können wir mit unsern Gegnern nicht wetteifern. Aber auf die Dauer entscheidet in der Politik auch nicht die Energie des Einfalls, sondern die unbezwingliche Fähigkeit des Willens. Wenn wir den nicht eifertigen, oder unermüdlischen Fortschritt verfolgen, den unsere Ansicht bei alten selbstständigen Männern gemacht hat — die beste und vielleicht die einzige Errungenschaft unserer Revolution — so können wir über die Zukunft unserer Partei außer Sorgen sein. In Kurzem wird die gesammte Bourgeoisie das kleindeutsche Princip vertreten, und dann ist kein Bayonnet und keine Barrikade im Stande, seinen Sieg aufzuhalten.

Am deutlichsten tritt diese Umbildung der öffentlichen Meinung in Sachsen hervor. Als ein sehr erfreuliches Zeichen kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, die neue Wendung anzuführen, welche die „deutsche allgemeine Zeitung“ in den letzten Monaten genommen hat.

Und was mehr als alles andere für uns spricht, ist die Bildung einer liberalen Partei in Oestreich, die mit der kleindeutschen zwar nicht zusammenfällt, aber mit ihr Hand in Hand geht.

Die Nothen und die Blauen. Pariser Corruptions-Skizzen. Von Dr. Delsner-Monmerqué. Bremen, Schlotmann. — Wir sind keine Propheten; so unumstößlich wir von dem Sieg unserer Partei überzeugt sind, so wagen wir doch nicht, den Termin anzugeben, in dem er erfolgen wird. Es treten dabei zu viel unklare Momente in Rechnung. — Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist kühner; er sagt den Zeitpunkt mit Bestimmtheit voraus, und verlegt in denselben eine Novelle, die in dem restaurirten Frankreich spielt. Frankreich unter dem Scepter König Heinrich V., im Jahre des Herrn 1853. —

Herr von Bismark-Schönhausen und die Journalisten. — Es ist schwer, in einer Sache, die so unmittelbar beleidigend auf das Gefühl wirkt, wie der letzte Vorfall in Erfurt, einen unparteiischen Standpunkt einzunehmen. Wir wollen es dennoch versuchen. — Das Thatsächliche ist aus den Zeitungen bekannt; wir glauben uns ein Referat ersparen zu können. — Das Beleidigende liegt weniger in dem Verfahren des Hrn v. Bismark, von dem man nach seinen Antecedentien so gut wie von Hrn. von Thadden-Triglass seligen Angedenkens die möglichste Rücksichtslosigkeit gegen die Presse erwarten konnte, trotz seiner lebhaften Bethheiligung an der Neuen Preussischen, als in dem Beschluß des Präsidiums, das die ihm zustehende Censur der Zuhörertribüne auf Thatsachen ausdehnte, die außerhalb des Hauses vorgefallen waren. Es ist unzweifelhaft, daß eine Widersetzlichkeit gegen den Beamten des Bureaus in seiner Function das Präsidium zum Einschreiten berechtigen konnte; wenn aber Hr. v. Bismark seine amtliche Stellung zu Privat-Injurien mißbraucht, und wenn ihm mit gleichen Injurien verdienster Weise geantwortet wird, so ist es wenigstens unerhört in der parlamentarischen Geschichte, daß die bureaukratische Unfehlbarkeit auch auf ein parlamentarisches Geschäft übertragen wird. — Andererseits können wir die Ansichten des Hrn. v. Rochau, wie er sie in der N. Z. in Beziehung auf diesen Punkt ausgesprochen hat, wenigstens in der Form nicht unbedingt billigen. Die Zulassung von Journalisten auf einen privilegierten Platz ist kein Recht, denn das Parlament steht zu den Journalen überhaupt in keinem Rechtsverhältniß; dem Publikum gegenüber erfüllt es seine Verpflichtung durch Herausgabe der stenographischen Berichte. — Es kann außerdem kein Recht geben, das in seiner Ausföhrung unmöglich wird; wollten sämmtliche Journalisten des heiligen römischen Reichs einen privilegierten Platz beanspruchen, so würde keine Kirche groß genug sein, um diesen Ansprüchen zu genügen. Eine Auswahl muß also getroffen werden, und ob diese Auswahl lediglich nach der Priorität der Anmeldungen oder nach andern Rücksichten getroffen wird, hängt lediglich von dem Ermessen des Parlaments ab, und kann nicht aus Rechtsgründen, sondern nur aus Rücksichten der Schicklichkeit entschieden werden. Am wenigsten läßt sich gegen die Forderung, die betreffenden Journale einzu-

schicken, damit das Parlament doch erfährt, was in den begünstigten Blättern von ihm erzählt wird, etwas Erhebliches einwenden. — Rechtlich wäre es sogar erlaubt, obgleich nicht anständig, wenn das Parlament die seiner Richtung principiell feindlichen Blätter von dieser Begünstigung ausschloffe. Wie man darin eine Wiedereinführung der Censur sehen kann, ist mir unbegreiflich. — Freilich würde in diesem Fall die Kreuzzeitung von allen Blättern zuerst ausgeschlossen werden müssen. — Was aber der Journalist rechtlich beanspruchen kann, ist, daß die Beamten einer so hohen Corporation verstehen sollen, wie man sich unter gebildeten Leuten benimmt. Es ist nicht schicklich, unter dem Schutz einer amtlichen Stellung eine Thätigkeit zu kritisiren, die nicht vor das Forum dieses Amtes gehört; eine solche Kritik gehört nach den gewöhnlichen Schicklichkeitsbegriffen unter die Kategorie der Beleidigungen, und wird nothwendigerweise eine Erwiderung nach sich ziehen, die von Amtes wegen zu bestrafen, wieder gegen alle Begriffe der Schicklichkeit streitet. — Das Parlament war hier zu um so größerer Rücksicht verpflichtet, da der in dem übrigen Deutschland noch immer grassirende Glaube an die Brutalität der preussischen Beamten dadurch neue Nahrung erhält, und nicht eben günstig auf das Zustandekommen dessen, was das Parlament bezweckt, einwirken kann. — Das Parlament ist geschlossen, der Präsident hat den Protest der Journalisten ad acta gelegt; es ist indessen zu wünschen, daß die Presse die Frage so weit in Ordnung bringt, daß für einen künftigen Fall eine Wiederholung ähnlicher Auftritte unterbleibt.

Der Proceß der Mörder Lichnowski's. — Der Proceß, in welchem das Urtheil jetzt gefällt ist — welches beiläufig bedeutend härter ausgefallen ist, als der Antrag des Staatsanwalts — hat die Aufmerksamkeit des Publikums bedeutend weniger auf sich gezogen, als der ungefähr gleichzeitige über die Ermordung der Gräfin Görlich. Es ist das sehr natürlich, denn der Letztere war reich an dramatischer Spannung und an psychologischem Interesse; in dem Erstern war der Thatbestand selbst seit längerer Zeit außer allen Zweifel, und an der größern oder geringern Bethheiligung der Einzelnen jener Mörderbande konnte wenig gelegen sein. — In einer anderen Rücksicht darf man ihn doch nicht aus den Augen lassen. Welch grauenvolle, wüste Unsittlichkeit, welche geistige Rohheit spiegelt sich in den Reden und dem Gebahren jener Glenden ab! Und das war das souveräne Volk, das von Seiten der demokratischen Führer auf der Pfingstweide aufgefodert wurde, Fracturschrift zu schreiben! in erster und letzter Instanz das Urtheil über die Volksverräther zu sprechen und auszuführen! Das souveräne Volk, an dessen schlechteste Leidenschaft man appellirte, um Deutschlands Wiedergeburt zu bewirken! — Es ist gut, von Zeit zu Zeit diese Scenen in das Gedächtniß derjenigen unserer Partei zurückzurufen, die in gerechtem Unwillen über die Schlechtigkeit der gegenwärtigen Gewalthaber, sich der Demokratie nähern möchten. — So lange die Demokratie solidarisch für sich eintritt, ist eine Annäherung unmöglich; über das Blut, das zwischen uns fließt, können wir nicht hinaus.